

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 42

Sonntag, den 17. Oktober

1915

Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

II.

Markitten ist ein alter, feudaler Herrensitz. Inmitten weiter, vielhundertjähriger Eichen- und Buchenwälder liegt es wie abgeschlossen von dem Leben und Treiben der großen Welt. Aus dem dunklen Laubgewirr ragt die schiefergedeckte Turmspitze des Schlosses wie ein Wegweiser hervor. Parkanlagen mit schönen, alten Bäumen und üppigem Blumenflor erstrecken sich von dem breiten Altan des Schlosses bis hinab zu dem kleinen See, der wie ein freundliches blaues Kinderauge aus dem Dunkel seiner Umgebung blüht. Das Schloss selbst besteht aus zwei Seitenflügeln und einem weitläufig tuppelartig überdachten Mittelbau. Ein breiter Korridor mit hohen, bunten Fenstern verbindet nach der Hofseite zu die beiden Seitenflügel. Im Mittelbau befinden sich die prunkvollen, mit reich geschnitzten, hölzernen Galerien versehenen Gesellschaftsräume, auch die Logierzimmer für die Gäste. Den rechten Seitenflügel, der von dem runden, schiefergedeckten Turme flankiert wird, benutzen die jeweiligen jüngeren Herrschaften von Strehlen, indes der linke, kleinere Seitenflügel als Witwensitz eingerichtet ist. In diesen linken Seitenflügel haben nun auch die Baronin Hildegard von Strehlen und ihre Nichte Gräfin Konstanze Wanderott ihre Wohnung verlegt, als ihnen Baron Herbert seine bevorstehende Vermählung mit Marianne Hollfeld anzeigte.

Es ist für die Witwe eines nur sehr mittelmäßig mit Glücksgütern gesegneten Freiherrn immerhin noch eine sehr luxuriöse Wohnung, die ihnen zur Verfügung steht. Reich geschnitzte und mit kostbarer Einlegearbeit versehene Tische und Schränke schmücken das große Wohnzimmer im Erdgeschoss, das der Baronin und Konstanze für gewöhnlich zum gemeinsamen Aufenthalt dient. In dem mit reicher Vergoldung versehenen Kamin aus schwarzem Marmor brennt trotz der warmen Frühlingssonne draußen noch ein lustiges Feuer. Weiße persische Teppiche dämpfen jeden Schritt, Sessel in den verschiedensten Ausführungen und Formen, schwellende Divans und Ledsofas geben dem Raum ein trauliches, wohlwichtiges Gepräge.

Baronin Strehlen sitzt ganz nahe am Kamin, eine warme Decke über die Knie gebreitet. Sie hat vor einiger Zeit einen Schlaganfall erlitten, von dem eine leichte Lähmung zurückgeblieben ist. Sie vermag ihre Füße nicht mehr zu gebrauchen, und nur vermittelt ihres Rollstuhls wird sie von ihrer alten Kam-

merfrau umhergefahren. Sie ist eine noch immer schöne Frau, wenn auch in dem welligen, blonden Scheitel schon mancher Silberfaden sich zeigt. Die feingeschnittenen Gesichtszüge tragen den Ausdruck willenloser Ergebenheit, doch verraten der schmerzliche Zug um den Mund und der gequälte Ausdruck in den sanften, blauen Augen, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, daß diese stille Ergebung keine ganz freiwillige ist.

Ihr gegenüber, an einem der Rundbogenfenster, die auf den Park hinausgehen, lehnt Gräfin Konstanzens hohe, stattliche Gestalt in ihrer ganzen strahlenden, fast dämonischen Schönheit. Reiches, blauschwarzes Haar umgibt ein stolzes, scharf geschnittenes Gesicht, zu dessen marmorweißer Blässe die glühenden, nachdunklen Augen seltsam kontrastieren. Wenn sich die Wimpern dann erscheinen das schöne Antlitz fast steinern in seiner unvergleichlichen Kälte und Ruhe. Gar mancher schon hat sich in Konstanze Wanderotts Charakter schwer getäuscht, gar mancher, den sie zu tief in ihre rätselhaften Augen hatte blicken lassen. Sie ist eben schwer zu verstehen und noch viel schwerer zu behandeln, eine launenhafte, sehr eigenartige Natur. Baronin Strehlen hat sich ihrem stolzen, souveränen Naturell kampfstos untergeordnet. Hat sie auch wohl hie und da versucht, der fast unheimlichen Verschwendungsucht des schönen Mädchens Einhalt zu tun, so hat sie diese Versuche doch schon bald als gänzlich zwecklos aufgegeben. Beinahe ängstlich blickt sie auch eben jetzt auf das aufgetretene, leidenschaftliche Mädchen, in die großen, schwarzen Augen, die in unheimlicher Glut

auflodern. Weich und zaghaft klingt der alten Dame Stimme:

„Konstanze, ich bitte dich, sei nicht so unversöhnlich. Was soll daraus werden? Herbert hat doch genug gelitten, warum willst du ihm und dir das Los, das euch beide gleich hart getroffen, noch schwerer machen?“

Konstanze lacht hart und schneidend auf. Auf den Wangen brennen rote Flecken.

„Gelitten! Herbert gelitten? Glaubst du wirklich, Tante Hildegard, daß Männer leiden? Nein! Niemals! Dazu ist ihr Egoismus viel zu groß.“

„Sei nicht ungerecht in deinem Schmerze, Konstanze. Was sollte Herbert wohl anders beginnen? Wie einen Ausweg finden aus der Sackgasse, in die doch nur unsere Verschwendung ihn hineingezogen.“

So schwach und nachgiebig Baronin Strehlen auch meist war, in einem Punkte konnte sie stark sein, selbst Konstanze gegenüber, in der Liebe zu ihrem Sohne. Ueber ihn duldete sie kein abfälliges Wort. Konstanze weiß das zur Genüge, aber gerade



Zur Mobilmachung Bulgariens. Bulgarische Infanterie.

weil sie es weiß, weiß die ungeschickte Natur in ihr, die trotz alles
andere Schicksal doch zu weilen zum Durchbruch kommt, sie doppelt
das Herz der Mutter zu kränken.

„Natürlich, da muß ich wieder herhalten, auf mein Schuld-
konto wird wieder alles geschoben, das liebe Mutterhöhnchen ist
ja stets unschuldig. Erst lebt er in Saus und Braus, und dann
wenn die Not an ihn herantritt, wirft er seine Hinte ins
Korn, wie der Volksmund sagt, und ergibt sich dem ersten, besten
Geldsack. Was kümmert ihn die Braut, die daheim getreulich seiner
harrt, die auch in Not und Entbehrungen getreu zuihm gestanden
hätte? Vom Gelde jener Frau, die er ja nicht einmal achten kann,
will er ein Schlaraffenleben führen, indes die treulos Verlassene
einsam hinaus muß ins Leben, um bei fremden Menschen sich ihren
färglichen Unterhalt zu verdienen.“

„Das wirst du nicht tun, Konstanze, du wirst nicht fortgehen.
Um meinet- und beinetwillen hat er ja dies schwere Los auf sich
genommen. Um uns die Heimat zu erhalten, nahm er jenes
Mädchen zur Frau.“

„Hier soll ich bleiben? Tag für Tag das zärtliche Liebesgetändel
ansehen? Nimmermehr! Ich müßte ja wahnsinnig werden!“

„Kind! Kind! sei nicht so heftig, nicht so leidenschaftlich. Versün-
dige dich nicht, vertrau der alles heilen-
den Zeit, sie wird auch deinen Schmerz
lindern.“

„Versündigen? Ich mich versündigen?
Herbert ist es, der sich versündigt hat an
unserer Liebe, an der Treue, die er mir
versprochen. Verfluchen möchte ich ihn,
ihn und die Frau, die ihn in ihren Bann
gezogen.“

„Konstanze, wenn du so unveröhnlich
bist, wie kann Herbert es dann wagen,
seine Frau hierher zu bringen? Hast du
ganz vergessen, was Herbert geschrie-
ben? Wie schwer es ihm geworden, des
Königs Hof auszuführen und den alten,
reinen Stammbaum der Strehlen mit
bürgerlichem Blute zu verbinden.“

In den heißen Augen Konstanzens
blüht es verächtlich auf, spöttisch zuckt
es um ihren Mund.

„Redensarten, Tante Hildegard, ein
billiges Pflasterchen auf die geschlagene
Wunde. Aber er irrt sich, wenn er glaubt,
mich durch schöne Redensarten entwaff-
nen zu können. Ich habe ihn geliebt, so
heiß und treu, wie er nur je von einem
Weibe geliebt sein mag, nun aber hasse
ich ihn. Ich werde mich aber rächen.
Genau so elend, wie ich es bin in
dieser Stunde, genau so elend will ich
ihn vor mir sehen, und dann trium-
phieren, das soll meine Rache sein. Sein
Weib hasse ich nicht, sie ist einfach Lust
für mich. Sie mag es vielleicht nicht
einmal wissen, daß sie sich die Rechte
einer anderen angemacht hat. Sie
hat sich durch die Macht des Goldes
einen alten, klingenden Namen er-
kauft, sie ist ein Proletarietkind, sie
kann nicht anders denken, nicht anders
handeln, als man sie es
gelehrt, als man es in jenen Kreisen gewohnt ist. Daß meine Rache
auch sie mittrifft, kann ich nicht ändern. Ihr wird es ja auch das
Herz nicht brechen, wenn sie erfährt, daß ihr Gatte schon eine andere
vor ihr geliebt hat. Sie ist und bleibt darum ja Frau Baronin,
an dieser Tatsache wird sie sich genügen lassen.“

Immer mehr in rasende Leidenschaft hat sich das schöne
Mädchen geredet. Ihr Körper erzittert unter heftigen Atemzügen
und ihre schlanken, weißen Hände zerpflücken schonungslos die
rote Rose, die sie gehalten. Wild ausschlagend wirft sie sich
neben der Baronin vor den Kamin nieder, die Hände in der
dunklen Vodenstut vergrabend. Ja, sie ist elend, maßlos elend in
dieser Stunde, aber nicht nur ihr Herz leidet, mehr, viel mehr
noch ihr Stolz. Alle Welt hatte es ja schon lange geahnt, daß
sie Herberts Braut war, nun werden all die schadenfrohen, mit-
leidslosen Menschen auch erfahren, daß er sie im Stich gelassen
um einer andern willen. Und liebt er, dieser Treulose, nicht
vielleicht diese andere? Ist das Märchen von unbezahlbarer
Schuldenlast vielleicht nur erfunden, um seinen Treubruch zu
motivieren? O, der Qual, der entsetzlichen Qual, die ihr dieser
Gedanke bereitet!

Mit wachsendem Angstgefühl betrachtet die Baronin das
wilde, leidenschaftliche Mädchen, bange Sorge um das, was die
Zukunft bringen wird, legt sich ihr aufs Herz.

„Konstanze, komm zu dir, ich bitte dich. Was soll nur werden,
wenn du dich so verzweiflungsvoll gebärdest? Da wird es doch
besser sein, wenn wir Markitten verlassen.“

„Nein, ich gehe nicht, Tante Hildegard.“ Wenigstens geht
noch nicht. Erst will ich die Süßigkeit meiner Rache verkosten.
Aber fürchte nichts! Eine Konstanze Wanderott vergibt sich nichts.



König Ferdinand von Bulgarien.

Niemand als du hat den Verzweiflungsausbruch gesehen, niemand
als du wird je ahnen, wie tief mich Herberts Treulosigkeit getroffen.
Ich werde mir jetzt mein Pferd lassen, ein Pitt wird mich
beruhigen. Ich werde dem jungen Paar am Abend ganz harmlos
gegenüber treten können.“

„Du willst jetzt fort, Konstanze? Wer soll die Heimkehrenden
denn in meinem Namen empfangen? Ich kann es doch un-
möglich selbst.“

„Brauchst du auch nicht, Tanten, alteriere dich nicht. Der
Tochter des Emporkömmlings einen feierlichen Empfang bereiten,
hiesse doch sämtliche Traditionen der Strehlen verhöhnen. Hat
sie den Mut gehabt, ohne uns Baronin Strehlen zu werden,
so mag sie auch den Mut finden, ohne uns in Markitten ihren
Einzug zu halten. Auf Wiedersehen, teure Tante! In zwei
bis drei Stunden bin ich zurück.“

Sie trällert im Hinausgehen eine leichte Melodie, und kaum
eine Viertelstunde später klingt der gedämpfte Hufschlag eines
enteilenden Pferdes zu der einsam Laischenden empor.

Träne um Träne rollt langsam aus den Augen der Baronin
auf die gefalteten Hände in ihrem Schoß.

„Herrgott, wie wird das enden? Strafe den Sohn nicht
um der Sünde der Mutter willen. Hätte
ich Konstanze nicht so maßlos verwöhnt,
hätte ich ihren Charakter beizeiten ge-
bildet, so würde es nie so weit ge-
kommen sein. Keine unverzeihliche
Schwäche allein trägt die Schuld. Aber
wie, wie soll ich den Schaden bessern?“

Sie sinnt und grübelt noch, als der
Wagen, der die Neuvermählten bringt
mit donnerndem Getöse über die Schloß-
brücke fährt; diese fährt über den tiefen
Graben, der den Herrenhof von der
Fahrstraße und dem Wirtschaftshof
trennt. Mit kurzem Ruck hält der
Wagen vor der breiten Freitreppe.

Herbert im eleganten Reiseanzug
springt heraus, noch ehe der herbeieilen-
de Diener den Wagen schlaggeöffnet hat.
Sein Gesicht verfärbt sich, tiefe Falten
bilden sich zwischen den Augenbrauen.

„Kein Kranz, keine Girlande? Kein
Empfang? Wie kommt das?“ herrschte
er den Diener an.

Der zuckt verlegen die Achseln, hilflos
blickt er auf Frau Braun, die Schloßge-
waltige, die in Begleitung ihres Gatten,
des Herrn Inspektors, eben herzuweilt.
Auch sie sieht den finsternen Blick ihres
Gebieters, aber sie fürchtet ihn nicht,
kennt sie doch den guten Baron Herbert
seit seiner frühesten Kindheit.

„Herr Baron wollen entschuldigen,
aber Gräfin Konstanze hat jede Feier-
lichkeit verboten mit Rücksicht auf die
gnädige Frau Baronin, die seit dem
letzten Schlaganfall immer noch ein
wenig leidend ist. Sie kann ihr Zimmer
nicht verlassen und bittet die gnädigen
Herrschaften für heute Abend zum Tee

herüber.“ — Herbert nickt, er sucht sich zu beherrschen, als er sich dem
Wagen wieder zuwendet, in dem sein junges Weib noch sitzt,
tiefbleich, ein angstvolles Fragen in den schönen Augen.

„Marianne, Mama läßt sich entschuldigen, sie kann ihr Zimmer
immer noch nicht verlassen. Sie bittet uns heute Abend zum
Tee.“

Leicht legt er bei diesen Worten den Arm um seine Frau,
dann fährt er sie Frau Braun und dem Inspektor zu.

Marianne steckt den beiden unwillkürlich die Hände entgegen,
ihre hilflosen Blicke begegnen ja so ehrlichen, treuen, freude-
strahlenden Augen.

„Willkommen auf Markitten! Gnädige Frau Baronin!
Tausendmal willkommen! Gott segne Ihren Einzug!“ fügte
Frau Braun schlicht und fromm hinzu. Die einfache Frau fühlt
ein grenzenloses Mitleid mit dem blassen, hilflosen Kinde, dem
man schon beim Einzug mit solcher Feindseligkeit begegnet.

Auch Herbert scheint Mitleid mit der bange Hilflosigkeit
seiner Frau zu empfinden, denn in plötzlicher Aufwallung schlingt
er den Arm fester um ihre Taille.

„Willkommen! herzlich willkommen in deiner neuen Heimat
Liebling! Möge Markitten dir stets ein glück- und friedensbringen-
des Heim sein!“

Gerührt blickt sie durch Tränen lächelnd zu ihm auf.

„Ich danke dir, Herbert, für das Heim und das Glück, das du
mir in dir gegeben, danke dir von ganzem Herzen! In deiner
Liebe werde ich stets und überall glücklich sein.“

Heißes Rot überflutet sein Gesicht. „Seuchler!“ tönt's ihm
mit grellem Mißklang im Ohre. Und dennoch, als die zarte,
liebliche Gestalt so fest in seinen Armen ruht, als er das Klopfen

„Mein liebes Weib!“ murmelt er leise, „sei nicht so zaghaft. Mama ist eine gute, edle Frau, sie wird dich liebgewinnen, wenn sie nur erst einmal in deine süßen, seelenvollen Augen blidt. Doch nun komm, du wirst müde sein, ich werde dich in dein Zimmer führen, damit du dich ein wenig ausruhst. Nachher gehen wir zur Mama!“

Glücklich und zufrieden folgt sie ihm in die für sie bestimmten und mit künstlerischem Geschmaad ausgestatteten Zimmer. Zum Abschied ruht sie noch für einen Augenblick an seiner Brust, aber er küßt sie nicht wieder.

Nun ist sie allein, allein in dem kleinen Reich, das ihr fortan zum Aufenthalt dienen soll. Pracht und Luxus ist sie ja gewöhnt, die können ihr Auge nicht blenden, doch ihre jetzige Umgebung glänzt weniger durch luxuriöse Ausstattung, als durch jene Kostbarkeit, die Alter und Tradition ihr verleiht. Freilich, ihre eigenen Zimmer machen eine Ausnahme, enthalten sie doch fast sämtlich die ihr so lieb gewordenen Möbel ihrer Zimmer aus dem Elternhause. Sie setzt sich im Reifelleid in ihrem Zimmer ans Kamin und faltet die Hände. Traumverloren blidt sie vor sich nieder, ein sehnsüchtiges und doch glückliches Lächeln liegt in ihren goldstimmernden Augen. Vergessen ist der kalte, nüchterne Empfang, vergessen die hochmüthige Gräfin, ihr Gatte hat sie in seinen Armen gehalten, er hat sie geküßt so warm und innig, was soll ihr da die Feindseligkeit der anderen? Herbert liebt sie, vor dieser beglückenden Tatsache muß jedes andere Empfinden schweigen. Im Zimmer nebenan hantiert die Kammerzofe mit dem Gepäck, durch den zurückgeschlagenen Vorhang von mattblauer Seide kann sie dem Mädchen zusehen.

„Jetztchen, legen Sie nur ein recht hübsches Abendkleid zurecht!“ ruft sie dem Mädchen zu.

Sie will sich ja schmücken für ihn, den Geliebten, nur für ihn will sie schön sein. Sie steht auf und blidt im Zimmer umher und wieder lacht sie so glücklich. Wie schön und tosig ihr Nestchen geschmückt ist! Alles in weiß und blau gehalten, Farben, die sie besonders liebt. Sie zieht die rieselnden Spitzenvorhänge von den Fenstern zurück, goldenes Abendlicht flutet ins Zimmer. Hinter ragenden Buchen- und Eichenwipfeln geht Frau Sonne zur Küste. Marianne tritt zum eisenumspunnenen Erker, der ihr einen weiten Ausblid auf die paradiesisch-schöne Gegend gewährt. Hier und dort schimmert zwischen den grünen Feldern und Wäldern ein Gutshof, etwas weiter entfernt ragen die Türme eines kleinen Städtchens gegen den rosig erstrahlenden Abendhimmel. Düstig blaue Hügelketten hemmen in der Ferne den Blid, wie ein Schutzwall scheinen sie den traulichen Frieden dieses Paradieses zu umgeben. Mariannens schönheitsdürstige Seele saugt den ganzen Zauber dieses Bildes in sich auf, ach, noch ahnt sie nicht, daß auch in diesem Paradiese die Schlange nicht fehlt.

Herbert ist unterdes zur Mutter geeilt. Er muß sie erst sehen, muß erst wissen, wie Konstanze die Mitteilung von seiner Vermählung aufgenommen. Die Baronin sitzt noch in ihrem Lehnstuhl am Kamin, sie lauscht auf den Schritt des Sohnes, sie ahnt ja, er wird so bald als möglich zu ihr kommen. Endlich, ihr Auge leuchtet auf und dennoch zuckt es so bang und schmerzlich um ihren Mund.

„Herbert! mein lieber, lieber Junge! Wie habe ich mich nach dir gesehnt!“

„Mutter!“ Schon kniet er vor ihr nieder und birgt das Haupt in ihren Schoß. Sanft streichelt sie sein blondes, welliges Haar.

„Mutter, wie hat Konstanze es aufgenommen? Hat es ihr sehr wehgetan?“

„Mein armer Junge, ich fürchte, Konstanze kann dir deinen Schritt nicht vergeben.“

„Nicht vergeben, Mutter? Ich tat es doch nur für sie, für

„Sie war ganz außer sich, Herbert. Vielleicht wäre es besser gewesen, sie langsam vorzubereiten, anstatt mit der vollendeten Tatsache vor sie hinzutreten. Doch du wünschtest mein Schweigen bis zu diesem Tage und ich habe deinen Wunsch getreulich erfüllt.“

„Es ist auch besser so, Mutter. Ich fürchtete, und nicht mit Unrecht, daß Konstanze in ihrer heftigen, leidenschaftlichen Art mir alles verderben könnte, wenn sie zu früh von meinem Schritt unterrichtet ward.“

„Mutter!“ Herbert springt empor, er ist blaß geworden, zwischen seinen Frauen bildet sich wieder die senkrechte Falte, ein Zeichen, daß es in seinem Innern gärt und tobt. Die Baronin faßt nach seiner Hand, doch er zieht sie jäh zurück.

würdest, daß du wüßtest, daß ich nicht ohne zwingende Gründe mein Verhältnis zu Konstanze lösen würde. Wollte ich euch, wollte ich mir die Heimat, das Erbe meiner Väter erhalten, so mußte ich handeln, wie ich es getan habe. Zudem ist Hoffeld kein Emportömmeling in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, er ist durch und durch ein Ehrenmann, schon seine Heirat mit einer Baronesse Brefeld mag in diesem Sinne für ihn zeugen.“

„Baronessa Brefeld? Marianne Brefeld war die Mutter deiner Frau? Ich habe sie sehr gut gekannt, trotzdem sie um viele Jahre jünger war als ich. Sie war ein liebes, sanftes Mädchen, aber ihre Familie war sehr ungehalten über ihre Heirat. Doch wie dem auch sei, Marianne Brefelds Tochter soll mir willkommen sein, es wird mir gewiß nicht schwer fallen, sie lieben zu lernen.“

„Herzlichen Dank für das gütige Wort, Mutter. Wenn nur Konstanze nicht zu hart und unverföhlich ist. Rede ihr noch einmal zu, Mutter, ich bitte dich!“

Er neigt sich über die zarte Hand der Mutter und führt sie ehrerbietig an seine Lippen, dann geht er hinaus, um sein junges Weib zu holen.

Mit klopfendem Herzen betritt Marianne das Zimmer ihrer Schwiegermutter, doch als sie die alte Dame mit dem freundlichen Gesicht und den sanften, guten Augen erblickt, da vergißt sie alle Zaghaftigkeit. Sie eilt auf die Baronin zu und mit dem aus tiefster Seele kommenden Ausruf: „Mama! liebe Mama!“ schlingt sie ihre Arme um den Nacken der Baronin und birgt den Kopf an ihrer Schulter. Doch gleich läßt sie die Arme wieder sinken, ein heißes Rot färbt ihr Stirn und Nacken.

„Verzeihung für meine wenig höfliche Begrüßung!“ murmelt sie beschämt. „Aber, wenn Ihr wüßtet, wie ich mich seit dem Tode meines Mütterchens immer nach einem Mutterherzen gesehnt habe!“

„Mein liebes, liebes Kind!“ Die Baronin schließt Marianne herzlich in ihre Arme. „Nicht um Verzeihung sollst du bitten, nein, gefreut hat mich deine Begrüßung; zeigt sie mir doch, welch ein liebes, warmes Herzchen du hast. Wir werden gute Freunde werden, Liebling. Ich freue mich schon auf die schönen Stunden, die du mir opfern kannst.“

Herbert blidt erstaunt auf seine Frau. So herzlich, so hingebend kennt er das sonst so schene, stille Mädchen gar nicht.

Ein mißtönendes Lachen von der Tür des Nebenimmers her unterbricht den traulichen Frieden. Auf der Schwelle steht Konstanze, schön, wunderbar schön in dem schleppenden weinroten Seidenkleide, dunkel glühende Rosen im schwarzen Lockenhaar.

„Welch reizende Szene! Mein Gott! Tante Hildegard, seit wann studierst du solch reizende Komödie ein?“

Marianne ist feuerrot aufgesprungen bei den harten, höhnischen Worten. Wie hilflos blickt sie zu Herbert hinüber. Da erblickt sie jäh. Was sie in seinen Augen liest, treibt ihr alles Blut zum Herzen. Unverwandt blidt er auf Konstanze, in namenloser Qual saugen sich die Blicke der beiden, schönen



Mazedonische Truppen im bulgarischen Heere.

Wen, denklender ineinander. Doch als Herbert ihr die Hand reichen will, tritt sie hochmütig und kalt zurück. „Ich liebe keine Szenen, Herbert. Wie es zwischen uns steht, wirst du ja selbst wohl wissen. Also dies ist deine Frau?“ Mit impertinenter Abständigkeit mustert sie Mariannens zarte, schlanke Gestalt. Doch wenn sie geglaubt, dieses Kind durch die majestätische Eleganz ihrer Erscheinung imponieren zu können, so irrt sie gewaltig; denn unter ihrem dreisten Blick findet Marianne ihr eigenes Selbstbewußtsein wieder. Stolz erhebt sie den Kopf, unerschrocken blickt sie in die grausamen Augen ihrer Peinigerin. Konstanze läßt das langstielige Lorquon sinken, ein kurzes, scharfes Lachen kommt über ihre Lippen.

„Nicht übel! Wirklich nicht übel für die Tochter eines Parvenüs!“
 „Konstanze!“ Herbert und die Baronin haben es zu gleicher Zeit gerufen. Noch immer grausam lächelnd dreht das schöne Mädchen sich um.

„Was wollt ihr? Was soll der entrüstete Ausruf? Darf ich mir die Gattin meines Ex-Bräutigams denn nicht betrachten?“ Die Baronin richtet sich in ihrem Sessel empor, strenge ruht ihr Blick auf Konstanzens Antlitz.

Sie spricht kein Wort. Da läßt Herbert die kalte, weiche Hand seine Rippen, dann gibt er sie frei, und öffnet ihr die Tür. Kaum merklich neigt Marianne das Haupt, die Tür schließt sich; sie ist allein, allein mit ihrem Schmerz und ihren qualenden Gedanken. Sie sinkt wie gebrochen vor ihrem Divan nieder. Den Kopf in die Kissen gepreßt, so liegt sie lange bewegungslos. In stummem, tränenlosem Schmerz. In ihr scheint etwas zu sterben, ein Gefühl, ein Empfinden, das bis jetzt in ihr gelebt, das Vertrauen zu dem Manne, dem sie sich vor wenigen Stunden zu eigen gegeben. Heute ist ja ihr Hochzeitstag. Wie froh und glücklich war sie noch vor ein paar Stunden? Ist das nun das Ende? Ein heißes, leidenschaftliches Ringen erschüttert ihre Seele, aber eine innere Stimme flüstert immer und immer wieder, und sie läßt sich nicht zum Schweigen bringen: Er nahm dich nur deines Geldes wegen, sein Herz gehört jenem schönen, grausamen Mädchen.“

„Ich will mit Herbert reden, offen und ehrlich und so muß er mir auch antworten. Dieser Entschluß ringt sich endlich aus dem Wirrwar ihrer Gedanken los.“

Gleich am andern Morgen stellt sie Herbert zu Rede. Sie sieht bleich und übernächtlich aus, dunkle Ringe umschatten ihre



Wie Reims heute aussieht.

„Pfiu, Konstanze! Schäme dich! Von einer Gräfin Wanderott hätte ich mehr Selbstbeherrschung und eine bessere Erziehung erwartet.“ Dann wendet sie sich zu der tiefblassen Marianne: „Komme zu mir, Marianne! Hier, an meiner Seite ist jetzt dein Platz! Vergiß, was jenes Mädchen in brutalem Haß gesprochen, zeige ihr, daß die Tochter des Parvenüs mehr wirkliche Herzensbildung hat als Gräfin Konstanze Wanderott. Herbert, bitte, klinge dem Diener, daß er den Tee serviert!“

Eine beängstigende Stille ist diesen Worten gefolgt. Konstanze hat noch einmal schneidend aufgelacht, dann ist sie hinausgeeilt. Die Zurückbleibenden gruppieren sich um den Teetisch, aber man merkt einem jeden den Zwang an, den er sich auferlegen muß, um nur einige Wisse hinabzuwürgen. Sobald als tunlich verabschieden sich Herbert und Marianne. Die Baronin küßt Marianne zum Abschied herzlich.

„Laß dich nicht beirren, Kind!“ flüstert sie. „Wir haben dich alle lieb, auch Konstanze wird ihre Schuld einsehen und dich lieb gewinnen.“

Schweigend gehen die beiden Gatten durch den langen Korridor. Marianne fröstelt, sie hat ein warmes, weißes Tuch um Kopf und Schultern geschlungen, Herberts Hilfe dabei aber kühl dankend abgelehnt. Vor Mariannens Zimmertür trennen sie sich. Herbert faßt nach ihrer Hand, sie ist kalt wie Eis.

„Marianne!“ bittet er leise. Sie blickt an ihn vorbei durch das geöffnete Korridorfenster in die schweigende, sternenhelle Nacht hinaus. Unausprechliche Qual heet in ihren Augen.

Augen. Herbert ist schon ausgeritten, das Frühstück steht schon im Esszimmer, das an die Veranda stößt. So will sie ihn hier erwarten. Warm und golden scheint die Morgensonne durch die geöffneten Fenster. Sie bricht sich in tausendfarbenem Schimmer in dem reichen Silber und Kristall der Frühstückstafel. Marianne fröstelt trotz des warmen Sonnenscheins. Sie nimmt ein Tuch um die Schultern, dann tritt sie auf die Veranda hinaus. Nichtbelaubte Clematisranken schützen sie vor neugierigen Blicken; sie setzt sich in einen der bequemen Bambussessel und stützt den Kopf in die Hand. Eine Weile mag sie so in tiefes Sinnen verloren gefessen haben, da dringen gedämpfte und dennoch leidenschaftlich erregte Stimmen zu ihrem Ohr. Es ist Herberts Stimme die so eindringlich, so beschwörend spricht.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt,
 Was gilt uns die weite, unendliche Welt
 Für des Vaterlands heiligen Boden?
 Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
 Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn.
 Na! glücklich und frei sind die Toten.

Im Mädchenheim.
 Straße von Ella Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Leer von Menschen, wie gemähtes Feld von Halmen, lag — ausgebrannt von städtischen mittags windloser Glutluft — die breite Straße. Nur die Stelle, wo Straßenbahnen sich kreuzen, fiel ins Auge wie die Garbenpyramide aufgestellten Getreides im Stoppelfeld. Dort standen viele vom Verkäuferinnen-, Gymnastischen-, Kanzlistenschlag, alle wie Pflanzen vollkommen ruhig, vor Hitze kaum wagend, sich zu bewegen. Gegenüber auf der Straßenseite schritt ein Dienstmädchen mit weichen blonden Haaren leichtfüßig, selbstbewußt die glatte Häuserreihe ab. Nur ein klein wenig Mache störte an seinem gewandten Gang. Es kam zu dem alten Schieferbau, zu dessen Haustür ausnahmsweise eine vorspringende Treppe führt. Rings in den erkerlosen Steingebäuden wohnen Aerzte, Rechtsanwälte. Trotzdem beträgt hier im Mädchenheim der Tagespreis noch nicht die Mindestforderung sonstiger christlichen Heime, nämlich drei No. 1. Ken

Geradeaus die Haustür zwischen äußerem Flur und innerem Gang — sonst verriegelt und abgeschlossen — war nur angelehnt. Denn die Ladenfräulein mußten bald kommen. Nach einigen flinken Schritten stand Elisabeth in dem gemeinsamen Ess- und Wohnzimmer des Mädchenheims. Das „Postfräulein“ war schon da. Es war das ein Ladenfräulein, das so genannt wurde, weil es sehr an seinem Bräutigam, einem Postbeamten, hing, der es, wie man munkelte, niemals heiraten würde. Es saß auf dem Ledersofa zwischen den Fenstern und sah gerade mit dem herablassendsten Ausdruck seiner etwas verlebten Züge auf ein fünfzehnjähriges Mädchen herab, dessen Mutter tot war, dessen Vater dann ein möbliertes Zimmer bezogen und seine Tochter gestern hierhergebracht hatte, damit sie sich eine Stelle für halbe Tage suche. Rot und beschämt sah die Kleine da. Sie hatte sich halblaut beklagt, daß das Postfräulein, kaum hereingekommen, die Zeitung vor ihr weggenommen habe, die sie eben hätte lesen wollen. Das Postfräulein hatte nur „Was?“ gefragt und fortgefahren, das Blatt weiter zu zerreißen, zusammenzuballen, und es, als billigen Schuhleisten, in seine hellgelben, oben zu hohen, unten zu engen Stiefel zu stopfen. Es überließ es den anderen Anwesenden, dem beleidigten Kinde zu erklären, daß es doch keine, des Postfräuleins, Zeitung sei, mit der es tun könne, was es wolle. Es selbst kühlte seine dünnbestrumpften Füße auf dem Parkett, das von allen gemeinsam in Ordnung zu halten und jeden Samstag zu bohren war. Erst auf die Ermahnung eines alten, dünnen Kinderfräuleins, daß bald Essenszeit sei, stellte die schlante Person ihren Spaziergang ein und zog ein paar niedrige, bequemere Schuhe an. Seitwärts an einem Tischchen stand das magenkrante Dienstmädchen, eifrig Kordel in ein neuzeitliches, Hüften wegschmürendes Sonntagstorsett ziehend. Es freute sich über die Ankunft der in Kleiderfragen maßgebenden Elisabeth und bat sie gleich, seinen Einkauf zu begutachten. Doch in einer Seitentür erschien der Kopf der Vorsteherin; sie rief die Magenkrante mit Namen; anscheinend hatte sie ein für diese passendes Stellenangebot. Indem ging die Tür zwischen Zimmer und Flur in einem fort auf und zu. Zuerst kam ein vierzigjähriges Fräulein, das zum erstenmal eine Stelle



Oesterreichische Heeresjünger.

1. Feldmarschall Erzherzog Friedrich. 2. Generaloberst Conrad von Höbendorf.
 3. General der Kavallerie von Böhm-Ermolt.

zählt eine Mark und etwa achtzig Pfennig, freilich für Senfsaucen, Wassersuppen und Eichorientaltee. Da auch das Nachtlager in den Preis eingeschlossen ist, muß jede Hausbewohnerin ihr Zimmer wischen und andere Arbeiten mit verrichten. Fast jeden Tag unternimmt eines der Mädchen einen Einkauf, der jedem, das geneigt ist, zugute kommt: aus fünf Minuten entfernt liegender Volksbäckerei für alle eingesammelten Doppelgrochen — belegte Brötchen, durchschnittlich sieben bis acht für aufrührerisch werdende Mägen. Schelt jemand an der Haustür — wie heute die blonde Elisabeth — so öffnet nach einiger Zeit eine vielgeplagte Köchin. Steht man im äußeren Hausflur, so ist nur rechts die Tür zum Empfangszimmerchen offen, dahinter der Raum für die Vorsteherin liegt.

In dem Zimmer der Vorsteherin hatte Elisabeth vor einem Jahre ein gutes Los gezogen. „Fein“ war ihre Brotherrin! Bei feinen Damen können niemals Dinge sich ereignen, wie sie die eine Magenkrante erzählte: Hätte ihre Brotherrin Gemüse in Wasser gargelocht, so fülle sie die für das Esszimmer bestimmte Schüssel an, fordere sie auf, den im Herdtopf gelassenen Rest auf ihren Teller zu tun, und rühre unterdes am Tische hinter ihrem Rücken Butter in ihr eigenes Gemüse. Kurzsichtig vermeinend, das Mädchen sähe das nicht, und es zur Unehrllichkeit treibend, indem sich dann das Mädchen doch heimlich auch Butter an sein Gemüse tut! Mit solchen Herrschaften gab eine Elisabeth Wehle sich nicht ab! Nochte ihrer leicht erregten Abneigung vor nicht ganz tabellosen Verhältnissen auch der Dunkel zugrunde liegen, das Schizguthalten, das ihre Stiefmutter ihr gern vorn irf und das, wie diese behauptete, daher rühre, daß Elisabeths Großvater ein Dorfschullehrer gewesen war! Nun, die Stiefmutter hatte Grund, sie so anzugreifen! Sollte sie nicht schiefse Verhält-

suchte. Es trug Schwarz, da sein Vater erst vor kurzem gestorben war. Nachdem hatte der Sohn die Gärtnerei übernommen, der — sich verheiratend — für seine Schwester nichts erübrigen konnte. Die mußte, weil sie nichts gelernt hatte, was ihr eine angenehmere Lage verschafft hätte, verwöhnt, wie sie war, sich verdienen, vielleicht als Haushälterin! Dann fiel ein jüngerer, auch trauerfarbengekleidetes Ladenfräulein auf, dem sein Liebster untreu geworden war, weshalb es nicht eher wieder Belles tragen wollte, bis es ihn wieder hatte. Das frische Lächeln um Elisabeths led geschwungene Lippen grenzte an Uebermut, fast Bosheit als irgend eine ihr lichernd ins Ohr sprach, ob diesem Fräulein das Schwarz denn nicht unerträglich warm würde. Sie ließ sich aber nichts merken, als sich das Fräulein, um den übrigen Spottbilden zu entgehen, etwas verlegen mit einer Frage an sie wendete. In ihrer freien Haltung, die durch nichts niederzuducken war, bot die Hellblonde einen scharfen Gegensatz zu der neben ihr stehenden Dunkelblonden mit den herabgezogenen Mundwinkeln. Und Elisabeth Wehle unterhielt die andere, bis das Essen kam.

Am Mittagstische gab es zwei untereinander feindliche Gruppen. Wortführerin bei den Jüngeren, die den Fenstern zunächst saßen, war Elisabeth. Eben erzählte sie von ihrer ersten Stelle: Der Hausherr — Musiker — ließ sie gern seine Lieber singen und machte seine Frau ganz unglücklich, die indessen selbst die Wäsche waschen konnte; der Sohn, Student, war so unvernünftig, ihr vor seinen Schwestern Koffer abzunehmen, die sie zur Bahn tragen sollte; schließlich gab er ihr einmal einen Kuß. Elisabeth hatte Grund, „Krach zu machen“, und Aussicht, ohne ein schlechtes Zeugnis aus dem „widerlichen Hause“ zu kommen. Sprang bei dem Worte „Kuß“ am entgegengesetzten Tische die Perle in der Krone der Älteren, das alte Kinderfräulein

Barmherzigkeit.

Novelle von Werner Granville Schmidt.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Und auf einmal stand Hanna Gromann doch im Lokal und blickte mit wirren Augen um sich. Vor ihr wogte in bläulichen Schwaden der Tabaksrauch und ließ die Gesichter der Gäste nur verschwommen erscheinen. Ein süßlich strenger Groggeruch schwängerte die ganze Luft und legte sich bellemmend auf die Kehle.

Hanna Gromann blickte nicht rechts noch links. Wie in einem Taumel drängte sie sich durch die Stuhltreihen bis sie vor dem Schanktische stand.

Der Wirt hatte sich gerade einen großen Kümmel eingeschenkt und goß das scharfe Getränk, den Kopf dabei tief in den Nacken legend, in einem Zuge herunter.

Gegen Mittag kam Frau Paetow in das Hinterstübchen. Mit mürrischem Gesicht stellte sie einen Teller frischgebrannte Stint, eine kleine Schüssel Kartoffelsalat und eine Tasse Kaffee auf den Nebentisch.

„Hier haben Sie 'ne Kleinigkeit zu Mittag!“ Inurrte sie kurz und wollte das Zimmer wieder verlassen. In diesem Augenblicke lönte bröhnendes Gelächter vom Lokal her.

„Seit heute früh läuft er da schon wieder 'rum, mit seinen sauberen Kumpanen, der Lüderjahn,“ keifte die Wirtin und sandte einen giftigen Blick nach der Tür.

Hanna Gromann zuckte zusammen. Die lieblosen Worte taten ihr weh, obwohl Gerd Paetow ihr nichts mehr angehen durfte.

Die Frau war aber einmal in Fluß gekommen; sie fuhr fort in ihren Klagen und Schmähungen, bis sie sich den angesammelten Zorn vom Herzen geredet hatte.

Manchmal mußte sie notgedrungen innehalten; dann erschütterte ein heftiger Husten ihren mageren Körper und zwei brandrote Flecke zirkelten sich auf ihre knochigen Wangen.



Traintolonnen beim Durchqueren eines der vielen kleinen Seen im Pripjetgebiet.

Wie er das Glas beiseite stellte, trafen sich ihrer beider Blicke. Da sah das junge Mädchen in ein aufgeschwemmtes, fahlschleiches Gesicht, dem die trüben Augen mit den Tränenfäden darunter einen ungesund, verlebten Ausdruck verliehen.

Hanna Gromann wußte nicht, ob er sie erkannt hatte. Der Schreck über seinen Anblick hatte ihr die Stimme verschlagen, so daß sie nur heiser hervorpressen konnte: „Ist Frau Paetow da?“

„Ja, hinten in der Küche!“ Gerd Paetow deutete mit dem Daumen über die Schulter nach einer Tür, die in die hinteren Räumlichkeiten führte. Fragend musterte er durch den Rauchschleier die Büge des jungen Mädchens und plötzlich blitzte ein jähes Erkennen in seinen blöden Augen auf.

Aber Hanna Gromann hatte sich schon an ihm vorbeigeedrängt und die Küche betreten.

Frau Paetow stand am Herd und bratete eine große Pfanne voll Stint für die Gäste. Sie war eine hagere Person mit einem unshympatischen Gesicht.

„Wie ein Raubvogel!“ dachte das junge Mädchen, als sie die kaltprägenden Augen, die scharf hervortretende Nase, das energische Kinn und den verkniffenen Mund dieser Frau sah.

Als Hanna Gromann nachher in dem fahlen Hinterstübchen vor der Nähmaschine saß, stützte sie das Kinn in die Hände und blickte durch das Fenster auf den Hofplatz hinaus. Ein verkrüppelter Apfelbaum stand dort und in seinen fahlen Zweigen balgten sich ein paar Späßen.

Das junge Mädchen schüttelte abwesend den Kopf. — Also so sah Gerd Paetows Frau aus? —

Heftiger speltakelten die Späßen; da erwachte die Sinnende

Krank scheint sie auch zu sein, dachte das junge Mädchen; und so etwas wie Bedauern für diese Frau stieg in ihr auf. Sie atmete ordentlich auf, als die Wirtin sich wieder in die Küche begab und sie allein ließ.

Von dem Essen würgte sie kaum einige Bissen herunter, aber den heißen Kaffee trank sie in tiefen Zügen; denn es froh sie in Gerd Paetows Haus.

Immer mußte sie daran denken, ob der, den sie einst geliebt, wirklich so schlecht war, wie die Frau ihn hier geschildert hatte, und immer regte sich in ihr eine Stimme, die den Mann freisprechen, oder seine Fehler wenigstens in milderem Lichte erscheinen lassen wollte.

Woran lag das? — War er ihr noch nicht gleichgültig geworden? — Schlummerte noch in einer verborgenen Falte ihres Herzens ein Körnchen Liebe für ihn? — oder war es nur Mitleid für einen Menschen, der ein Opfer seiner Leidenschaft wurde?

Hanna Gromann wußte sich keine Antwort auf diese Fragen; sie wünschte nur, weit fort zu sein von diesem Orte und zuckte nervös zusammen, wenn sich ein festerer Schritt der Tür näherte. Aber Gerd Paetow ließ sich, wie sie schon innerlich befürchtet hatte, nicht in dem Schneiderstübchen sehen.

Einmal hörte sie nebenan in der Küche heftiges Weinen, dazwischen die keifende, sich überschlagende Stimme der Frau.

„Willst du verlogene Deern die Wahrheit sagen! — Du verstockte Kröt, du!“

Klatschende Hiebe wurden vernehmbar und crucut das erschütterte Zammern eines Kindes.

In dem jungen Mädchen lochte es. Sie begriff es nicht, wie man sein Kind so schlagen konnte. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte die Mutter zur Rede gestellt. Um keine

gegen Mittag kam Frau Paetow in das Hinterstübchen...
Sitt mürren (Gott) stellt sie einen Zeller Tischgebirg...
Sitt, eine kleine Karte kaffee...
Sitt, eine kleine Karte kaffee...
Sitt, eine kleine Karte kaffee...

Mancher freche oder erstaunte Blick fiel auf das junge Mädchen, das noch immer unschlüssig auf der Wirtschaftstreppe stand, um die Arbeitertupps vorüber zu lassen. Da ertönten hinter der Wartenden Schritte; — einige Gäste schienen das Lokal verlassen zu wollen — und nun bahnte sie sich wie gehetzt einen Weg durch die Menge emmassen, bis sie den Frieden ihres stillen Stübchens erreicht hatte.

Am folgenden Morgen tönte Hanna Gromann fein trauliches: „Guten Morgen, Nähmannchen!“ aus Kinder- und entgegnete. Ein feiner Regen fieselte vom bleigrauen Himmel herab; der hielt die kleinen Gäste in den Stuben fest.

Trübe Schwermut lagerte über der regenumschleierten Landschaft, aus der die Häuser, die verankerten Schiffe, gleichsam wie geisterhafte Schemen herauswuchsen. Eine tiefe Melancholie erfüllte auch die Seele Hanna Gromanns.

Sie hatte etwas darum gegeben, wenn ein Sonnenstrahl, ein Lächeln aus arglosen Kinderaugen ihr gerade heute den Weg erhellt hätte.

Wie sie an dem Kai vorüberschritt, wo die schwedischen Holzdampfer anlegten, trippelte der kleine Hosenmännchen vom vorigen Tage auf sie zu. Er war so schmutzig, so verwahrlost wie zuvor; auch der Riß hatte noch keine gründlichere Behandlung erfahren; aber das junge Mädchen freute sich doch über seine Anhänglichkeit, die er ihr für den geleisteten Liebesdienst erwies.

„Da!“ sagte er großmütig, ohne weitere Einleitung, und hielt ihr die kopf- und gliederlose Puppe hin, der heute schon die Holz- wolle aus den Rippen gutte; — und als das junge Mädchen bald ihn, bald das Puppenfragment verständnislos anblickte, erklärte er treuherzig:

„Sollst du schenken haben!“

„Du kleines, herziges Kerlchen!“ sagte Hanna Gromann gerührt. Sie hob den verdutzt Dreinschauenden zu sich empor und preßte einen Kuß auf seine pralle Wange.

Elastischer setzte sie nun den Weg fort; — mochte es immer regnen um sie, — in ihrem Herzen war plötzlich Sonnenschein eingeleuchtet!

Aber als sie Gerb Paetows Lokal betrat, legten sich wieder dunkle Schatten auf ihre Seele; denn Gerb Paetow war heute allein in der Gaststube — und vor diesem Augenblick hatte ihr geglaubt, seit sie es unternommen, sein Haus zu betreten.

„Guten Tag, Hanna!“ sagte er bedrückt und hielt ihr zögernd die Rechte entgegen. Die junge Näherin blickte über die dargebotene Hand hinweg und entgegnete fest: „Derr Paetow, lassen Sie mich bitte vorüber!“

Als die Worte gesprochen waren, wunderte sich Hanna selbst, wie scharf, abweisend ihre Stimme geklungen hatte. Der Mann ließ mutlos die Hand sinken und gab schweigend den Weg frei.

In der Küche war niemand anwesend, und Hanna begab sich sofort in das Hinterstübchen. Sie hätte heute gerne ein gleichgültiges Wort mit der Frau gewechselt; denn das lastende Schweigen, das in allen Räumen herrschte, bedrückte sie, und sie fürchtete sich vor dem Alleinsein.

Um die Mittagszeit klopfte es schüchtern und Gerb Paetows kleine Tochter trat ein. Sie brachte das Essen in einem sogenannten „Etagentopf“, wie er von den Mittagstischen über die Straße ausgeleihen wird.

„Ist Mutter nicht zu Hause?“ fragte Hanna, freundlich die Kleine, die verschüchtert neben dem Tische stehen geblieben war; denn den ganzen Vormittag hatte niemand die Küche betreten.

Das Mädchen schüttelte den blonden Kopf. „Nein, Mutter liegt zu Bett,“ und wichtig fügte sie hinzu: „Mutter hat die Lungen- schwind sucht.“

„Nein?“ — Staunen, Schrecken, kämpften in Hanna Gromann. Sie starrte in das grämliche Gesicht, in die altklugen Augen des Kindes, als hätte ihr jemand etwas Ungeheuerliches berichtet.

„Doch!“ behauptete das Mädchen. „Gestern abend, wie Papa zu Bett ging, haben sie sich wieder geschimpft. Da hat Mutter gesagt, sie käme doch bald auf den Kirchhof; dann könnte Vater ihretwegen im Rinnstein verkommen und sich totsaufen.“

Hanna Gromann preßte die Hand aufs Herz, um den brennenden Schmerz in der Brust zu betäuben. — Welch ein Familienleben führte Gerb Paetow — und dies altkluge Kind war Zeuge!

„Du mußt so etwas nicht jagen!“ bat sie erschüttert und faßte des Kindes Hand.

„Mutter hat es nicht so gemeint. Nun geh' auch wieder hin zu ihr, damit sie nicht so allein ist!“

Die Kleine setzte eine verstockte Miene auf. „Nein, Mutter haut und kneift mich immer. Gestern abend hat sie mich mit 'n hölzernen Toffel gehaut. — Gud mal!“

Sie streifte sich den Ärmel des Kleidchens auf und hielt der Näherin den mageren Arm hin. Der war an manchen Stellen mit dunklen und schorfigen Flecken bedeckt, wie scharfe Züchtigungen mit harten Gegenständen sie hervorzurufen pflegen.



Die Werkbund-Ausstellung in Köln während des Krieges: Pioniere vor der Kirche.

(Schluß folgt.)

Spruch.

Ein Vöglein und das Menschenherz,
Sie sehnen und schwingen sich himmelwärts.
Das Vöglein wohl in Lied und Lust,
In Lieb' und Leid die Menschenbrust.

Sprüche.

Die Rechtschaffenen überall machen sich mehr Feinde durch Sprechen als die Schlimmen durch Handeln.

In allem Leben ist ein Trieb
Nach unten und nach oben;
Wer in der rechten Mitte blieb
Von beiden, ist zu loben.

Bismarck und der Komponist der „Wacht am Rhein“. — Kürzlich wurde der 100. Geburtstag von Karl Wilhelm, dem Komponisten der „Wacht am Rhein“, festlich begangen. Wie hoch der Altreichskanzler die

fährte Moltke eine Studienreise im Gefolge des Sultans Mahmud in das bulgarische Städtchen Kazanlyk, das im Gebiete der bulgarischen Rosenfelder, die das „türkische“ Rosenöl liefern, gelegen ist. Moltke schrieb hierüber: „Schon von ferne entdeckten wir ein Wäldchen mit riesenhaften Nussbäumen und in dem Wäldchen erst das Städtchen Kazanlyk. Selbst die Minarets vermögen nicht über die Berge von Laub und Zweigen hinauszuschauen, unter denen sie begraben liegen. Der Nussbaum ist gewiß einer der schönsten Bäume in der Welt; ich habe mehrere gefunden, die ihre Zweige wagerecht über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser ausbreiteten. Von dem Wasserreichtum dieser Gegend kann man sich kaum eine

die Vermutung, daß wenigstens für den Erzengel jene Fahrt sehr angreifend gewesen sein muß.“

Die verkannte Gulaschkonone. Der kleine Otto: „Du, Papa, warum essen denn die Soldaten im Kriege lauter Gulasch?“

Gutes Gewissen. Stromer: „Da kommt 'n Schuhmann; wollen wir hier in die Seitengasse verschwinden?“ — Kollege: „Ja nicht! Ja hab'n gutes Gewissen. Ich bin erst heute aus'm Gefängnis entlassen worden!“

Kleines Mißverständnis. Fräulein: „So früh schon im Walde, Herr Professor?“ — Professor: „Freilich! Ich sammle Käfer und auch ein paar Pilze zum Mittagessen!“ — Fräulein: „Ach, schmeckt denn das zusammen?“

Der freigebige Onkel. Gattin: „Du, unser Nefse schickt aus dem Felde mit einem langen Briefe seine Photographie; da müßten wir ihm doch auch mal etwas zukommen lassen!“ — Mann: „Selbstverständlich; schicken wir ihm auch die unfrige!“

Böshaft. Sonntagsjäger: „Herr Günther, nächste Woche komme ich nachmittags einmal hinaus zur Jagd?“ — Gutsbesitzer: „Das ist recht! Unsere Hasen haben schon lange keinen vergnügten Nachmittag mehr gehabt!“

Amerikanisch. Vater: „Nun, Jimmy, warst du heute brav?“ — „Ne, ich war nicht. Wozu denn? Mama ist mir noch 'nen Penny schuldig, daß ich gestern brav war.“

Feine Gesellschaft. Rechtsanwält (morgens ins Bureau tretend): „Sind viel Personen im Wartezimmer?“ — Bureauvorsteher: „Na, ich habe so ungefähr 20 Jahre Zuchthaus herausgerechnet, ohne die mildernnden Umstände.“

Die reiche Heirat. „Weißt du, Weilchenstein, schön ist die Frau gerade nicht, die du geheiratet hast.“ — „Ja, ich weiß, sie ist mies, furchtbar mies. Aber wer sie sieht, gibt mir Kredit; denn er denkt: umsonst hat der Weilchenstein die nicht geheiratet.“

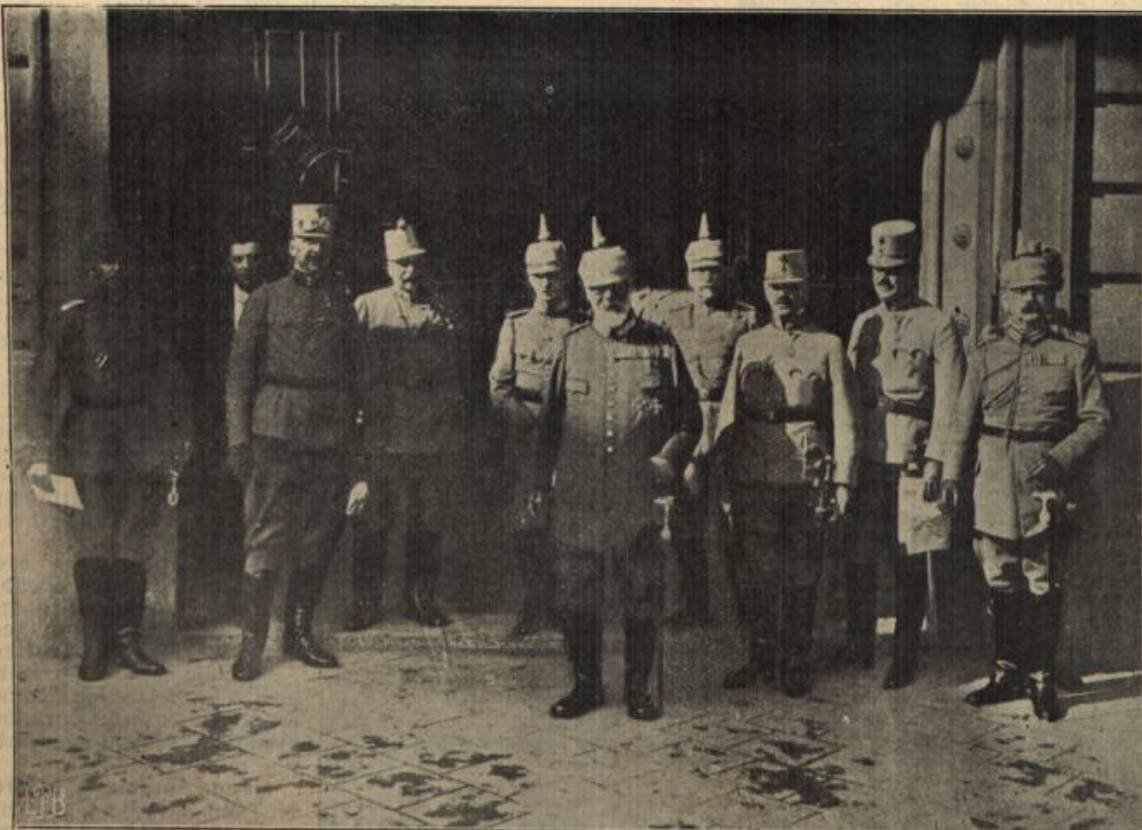
Ein findiger Kopf. A.: „Merkwürdig, dieser Baron Blauwitz macht schon die fünfte Reise um die Welt.“ — B.: „Ja, das tut er aus praktischen Gründen; bis der eine solche Reise vollendet hat, sind alle seine Schulden verjährt.“

Rätsel.

Ein Ton zog durch die stillen Fluren,
Ich sing vergnügt die kleine Sängerin.
Du sahest still und ließst das Köpfschen
hängen,
Auf deiner Stirn las ich der Sorge Spuren,
Du blicktest düster vor dich hin, —
Daselbe hatten beide wir gefangen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Wachs.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur **T. Kellen**, Bredeby (Ruhr). Gedruckt und herausgegeben von **Bredewul & Koenen** in Essen (Ruhr).



Vom letzten Besuch des Königs von Bayern an der östlichen Front.

Tat des schlichten Männerchorkomponisten schätzte, dessen übrige Werke der Vergessenheit anheimgefallen sind, davon zeugt ein Brief Bismarcks an Karl Wilhelm vom Juni 1871: „Sie haben durch die Komposition von Max Schnedenburgers Gedicht „Die Wacht am Rhein“ dem deutschen Volk ein Lied gegeben, welches mit der Geschichte des eben beendeten großen Krieges untrennbar verwachsen ist. Entstanden zu einer Zeit, wo die deutschen Rheinlande in ähnlicher Weise wie vor einem Jahre von Frankreich bedroht erschienen, hat, „Die Wacht am Rhein“ ein Menschenalter später als die Drohung sich verwirklichte, in der begeisterten Entschlossenheit, mit welcher unser Volk den ihm aufgedrungenen Kampf aufgenommen und bestanden hat, ihren vollen Anklang gefunden. Ihr Verdienst, Herr Musikdirektor, ist es, unserer letzten großen Erhebung die Volksweise geboten zu haben, welche daheim wie im Felde dem nationalen Gemeingefühl zum Ausdruck gebietet hat.“

Moltke in Bulgarien. Im Jahre 1873

Vorstellung machen; ich fand eine Quelle am Wege, die 9 Zoll stark emporsprudelte und als kleiner Bach davoneilte. Wie in der Lombardei werden die Gärten und Felder täglich aus dem Wasservorrat getränkt. Das ganze Tal ist ein Bild der reichsten Fruchtbarkeit, ein wahres gelobtes Land; die weiten Felder sind mit manns-hohen wogenden Halmen, die Wiesen mit Schaf- und Büffelherden bedeckt, die Luft ist von Wohlgerüchen erfüllt, und das ist hier nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich zu nehmen. Die Rose wird hier nicht wie bei uns in Töpfen, sondern auf Feldern und Furchen wie die Kartoffeln gebaut. Millionen von Zentifolien sind über den lichtgrauen Teppich der Rosenfelder ausgestreut, und doch ist vielleicht erst der vierte Teil der Knospen aufgebrochen. Nach dem Koran entstanden die Rosen erst während der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten, und zwar die weißen aus seinen Schweißtropfen, die gelben aus denen seines Tieres, die roten aus denen des Gabriel, und man kommt in Kazanlyk auf